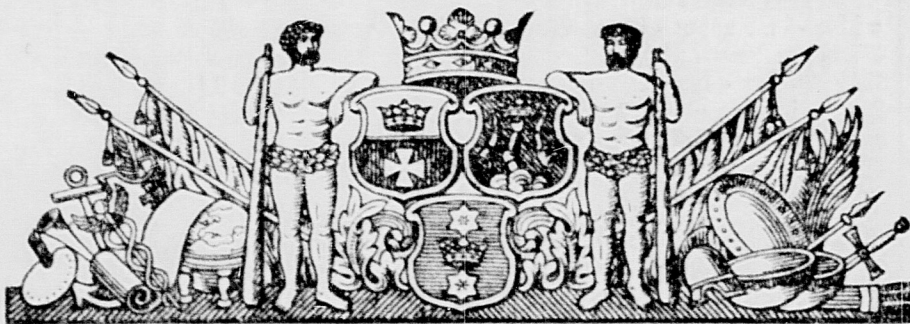


Königsberger Hartung'sche Zeitung.

Die „Königsberger Hartung'sche Zeitung“ erscheint täglich in einer Abend- und einer Morgenausgabe, insgesamt wöchentlich zwölf Mal. — Bezugspreis für Königsberg: Vierteljährlich 3 Mark, frei Haus 3,50 Mark; monatlich 1 Mark, frei Haus 1,20 Mark. — Bei der Post: Vierteljährlich 3,75 Mark, monatlich 1,25 Mark (ohne Bestellgeld). Fernsprechnummern: Redaktion 1011; Expedition und Verlag 36; Buchdruckerei 3307; Chefredaktion und Direktion 5.



Gründungsjahr der Hartung'schen Druckerei (weiland Neugner): 1649.

Anzeigen werden in der Expedition Münchenhofstraße 2, sowie in allen Annoncenbureaus hier und auswärts entgegengenommen und kosten für die einmalige Zeitungs- oder deren Raum 20 Pfg. für Inserenten außerhalb der Provinz Ostpreußen 30 Pfg. (Arbeitsmarkt und Wohnungsanzeigen 15 Pfg.) Reklamen 75 Pfg. Das Beleg-Exemplar kostet 10 Pfg. Fernsprechnummern: Redaktion 1011; Expedition und Verlag 36; Buchdruckerei 3307; Chefredaktion und Direktion 5.

Religion und Leben.

Von Pfarrer Tribunait Tilsit.

Unsere Leser können aus mehreren religionspolitischen Aufsätzen an dieser Stelle den Tilsiter liberalen Geistlichen, der bei dem Versuch seiner Richtung, religiösen Sinn und moderne Weltanschauung in Einklang zu bringen, mit in der ersten Reihe steht. Er gibt nunmehr ein vierzehntägiges „evangelisches Gemeinblatt für die östlichen Provinzen“ heraus: „Religion und Leben“. Wir können die Halbmonatsschrift kaum besser empfehlen, als durch die Wiedergabe der folgenden Abschnitte aus der Probenummer. D. No.

Religion ist Leben — aber doch nur ein Stück des reichen Lebens, das um uns herum und in uns glüht. In welchem Verhältnis steht sie zu den anderen Lebensgebieten, sollte sie zu ihnen stehen? Gerade wenn man Ernst macht mit dem Gedanken: Religion ist Leben, wird die Nebeneinanderstellung „Religion und Leben“ zum Problem, wird die Frage brennend: Welche Aufgabe und Bedeutung hat die Religion im Ganzen des menschlichen Lebens? Soll es ein Doppelleben sein, das wir führen? Jetzt die Welt mit ihren kalten, blind waltenden Mächten, die wir freilich berechnen und uns dienstbar machen und so ein wenig Sinn in das Dasein bringen können, und dann wieder der Glaube an einen außer und über dem Menschengeist vorhandenen Zweck und Sinn, an göttliche Weisheit und Fürsorge? Ist es nicht ein solches Doppelleben, ein unvereinbares? Oder sprich, nenn mir als moderne Menschen fromm sind? Ja, noch mehr, ist unser Leben nicht zerstückelt in zahllose verschiedenartige Gebiete: obenan unter Beruf mit seiner besonderen Technik und seiner unferen Kraft und unter Denken fast abhorrierenden Einseitigkeit, und daneben Naturkunde und Sinnlichkeit, Familientreue und Familienliebe, Politik und öffentliche Interessen, Kunst und Wissenschaft, und in einem solchen Nebenabteil auch Religion? Und durch das alles werden wir abwechselnd hindurchgeschoben und müssen fortgesetzt umschalten? Denn was in dem einen gilt, hat in dem anderen nichts zu bedeuten. In der Politik müssen stürmische Grundzüge schwingen? Und im Beruf Familienrücksichten? Und Religion hat mit dem alles nichts zu tun, am wenigsten mit Wissen und Wissenschaft?

Es ist eine starke Tendenz in unsem modernem Leben und Denken, die auf eine solche Zerstückelung hindrängt. Eben das, was unsere Kultur charakterisiert und unsere Kulturertelie ermöglicht: das Prinzip der Arbeitsteilung und die Emanzipation aller Lebensgebiete von der Vormundschaft der Kirche und Religion — eben das schafft jene Zerstückelung, an der wir krank sind.

Wir können dem Uebel nicht abhelfen, indem wir die obengenannten Prinzipien bekämpfen. Auf ihnen ruht unsere Kultur. Sie sind lebensnotwendig für unsere Zeit und für alle Zukunft: sie sind gottgewollt, denn sie bedeuten eine Erhöhung, einen Aufstieg aus niederen Stufen menschlichen Zusammenlebens. Es hieße die Unkultur wollen, die Menschheitsgeschichte zurückrauben wollen, und das wäre

ebenfalls ausichtslos wie frevelhaft. Es gibt nur zwei Wege, auf denen wir gehen können, um vorwärts zu kommen, heraus aus der Not. Einmal, wir müssen die Särten, die aus der Arbeitsteilung stammen, mildern und an ihrer Ueberwindung arbeiten in sozialem Geiste. Wie stark hier die Widerstände, wie groß die Aufgaben — es darf uns nicht hemmen, sie anzutreffen. Denn das ist eben gottgewollt und ebenso lebensnotwendig wie die Formen unserer Kultur selbst.

Aber ein anderes führt doch weiter, zu vollkommenerer Ausföhrung und Ueberwindung. Denn es greift das Uebel nicht von außen, sondern von innen an. Und das ist die Religion. Nur freilich sie darf nicht aufgesetzt und gepflastet werden wie eine Lebensregel neben andern, wie ein Spezialgebiet, auf das sich der Mensch — und zwar auch nur der dazu (wie etwa zur Musik) veranlagte und disponierte Mensch — gelegentlich zurückzieht. Sie will und muß wieder die beherrschende Grundstimmung werden, der große Regulator im Haushalt inneren geistigen Lebens, das Zusammenleben aller unserer Gefühle und Strebungen, die heilige Flamme, die all die getrennten Glieder im Organismus unseres Volkes wie unter eigenes Selbst an sich zieht und um sich sammelt, um sie mit ihrer Wärme und ihrem Licht zu befehlen, oder mit einem evangelischen Bild, sie muß der Sauerbrunn sein, der alles durchdringt, um alles erst kraftvoll und brauchbar zu machen.

Wie? Wollen wir damit jene Emanzipation des modernen Lebens rückgängig machen, die Religion wieder in alte Richte einsehen? Mitnichten. Damals, im Mittelalter, hatte sie als kirchliche Institution, als äußere Macht sich unter den Menschen etabliert, um nach feststehenden autoritativen Normen die Menschen zu erziehen, alle Lebensgebiete zu kontrollieren, zu beschränken, zu begünstigen und eventuell selber in die Hand zu nehmen. Der Versuch dazu liegt noch heute im Sozialismus vor: Reaktionen verwandter Art, wenn auch in veränderter Form, finden sich wohl auch auf evangelischem Boden in kirchlicher Vielgeschäftigkeit. Uns schwebt ein rein Geistiges und Innerliches vor. Frömmigkeit strebt immer nach einer Einheit, einer Einheit des Lebensstils wie der Weltanschauung, sie geht aus Ganzem: Gott alles in allem! Nur sofern und weil wir nicht mehr Religion haben, herrscht unter uns jene Zerstückelung und Seelenlosigkeit. Es ist keine Einheit mehr da, kein Verständnis untereinander, kein Gmüt. Wir treiben so vieles, erreichen so manches, aber es bleibt Stückwerk nicht nur auf seine Gestalt, sondern viel mehr noch auf seinen Gehalt gesehen, wir wissen nichts Rechtes damit anzufangen, es verpuscht in Nichtigkeit. Wir haben ein geeintes Vaterland, aber wo ist die Treue daran? Wir feiern vaterländische Feste, aber es fehlt die rechte Stimmung. Wir haben viel Reichtum, aber unsere Seelen sind nicht reich. Wir haben blanke Maschinen und machtvolle Bauwerke, aber qualität und verdrossene Menschen daran und darin. Wir haben Flugzeugzeuge, die Sehnsucht von Jahraufenden und nun unser Stolz, aber sie sind nur ein Gegenstand der Eitelkeit und einer immer mehr in Nervenerregung ausartenden Schaulust und was den praktischen Zweck anlangt, nur ein neuer Schreden für kommende Kriege, der in seinem Wert für die einzelne Nation durch die Konkurrenz der anderen wertlos wird. Es fehlt eine tiefere Erfassung und heilige Abgewendung

der mannigfachen Ströme und Betätigungen, ihre Einordnung in eine höchste, umfassende und jedermann einleuchtende Idee des Guten, des Lebens- und Fortbewusstens. Ich lebe und weiß nicht, wozu ich arbeite und weiß nicht, wozu ich sterbe und weiß nicht, wozu ich mich wunder's, daß ich noch fröhlich bin! Das ist der verhängnisvolle Afford der Lebensmüdigkeit, der bei allem Lebensreichtum durch unsern Reiben gebt. Nur die Religion kann uns hier helfen. Sie ist diejenige Lebenskraft, die alle einzelnen Kräfte und Strebungen befehlt, zweckvoll und wertvoll macht. Es soll gewiß jede Arbeit nach den in ihr ruhenden Gesetzen, mit der Selbständigkeit, Wahrhaftigkeit und Treue getan werden, die allein Erfolg versprechen. Es kann doch aber der Mensch zugleich getragen werden von dem Bewußtsein: Gott sieht mich hier auf meinem Posten, er hat mich auf ihn gestellt, er hält mich aufrecht auch unter Druck und Mißerfolg, er zeigt mir mitten im Irdischen und Nüchternen ewige Ziele, unüberbietbare Werte, und ihm allein bin ich Rechenschaft schuldig.

So breitet die Religion einen Glanz der Beförderung über unser Alltagsleben, sie erhöht und adelt das Niedrige, entlarvt und entthront das Hohle, sie gibt uns eine einheitliche Grundstimmung und Brudersinn und Frömmigkeit, sie macht die einzelnen zu Persönlichkeiten und damit — nach Goethe — allein glücklich, sie macht ein Volk gesund, produktiv und stark. Sie ist der breite Strom, der auf seinen Fluten all das atmende, träumende, feizende, kämpfende Menschenvolk trägt. O, daß es so wäre! Daß es so wieder würde!

Dieser tapfern und eindringlichen Forderung sei noch ein praktischer Hinweis angefügt. Das Tribunaitische Blatt, gedruckt bei Otto von Manderode in Tilsit, kostet vierteljährlich 85 Pfennige. Der Herausgeber rechnet darauf, daß tausend Bezahler nötig sind, um das Fortbestehen des Unternehmens, so wie es geplant ist, zu sichern. Das Blatt wendet sich mithin an alle Leser, denen eine regelmäßige Anregung und Orientierung über die religiösen und kirchlichen Fragen der Gegenwart erwünscht ist. Der Boden, auf dem diese erfolgen soll, ist die bedingungslose Anerkennung der wissenschaftlichen Richtung und das Recht ihrer Anwendung auch auf das Gebiet der Religion. Doch sollen in der Hauptsache nicht wissenschaftlich-theologische Streitfragen, sondern praktische Lebens- und kirchliche Tagesfragen erörtert werden. Neben einer Reihe heimischer Kräfte, die sich um den Herausgeber zur Arbeit an dem Blatte zusammengeschlossen haben, haben bekannte Autoren aus dem Reich, wie Weinel, Geiger und Mittelmeier, Traub u. a. ihre gelegentliche Mitarbeit zugesagt. Die Probenummer wird auf Wunsch an jedermann unentgeltlich versendet.

Homerule-Wirrwarr.

(Londoner Brief der „Hartung'schen Zeitung“.) Die Homerule-Frage wird immer verworrener, je mehr man davon redet, und man redet sehr viel. Jeder Weg, den man zu gehen verucht, endet in einer Sackgasse. Homerule soll Irland, im allgemeinen genommen, etwa die Stellung verlieren, die deutsche Einzelstaaten zum Reich einnehmen, mit Landtagskammern und Sonderrechten, allerdings auch mit eigenem Zoll- und Postwesen. Die Bill

doch etwa die Mühe, die mit der Prüfung der Arbeit und dem Prüfen des Doktoranden verbunden ist, so oft geleistet würde, wenn keinerlei Entscheidung damit verbunden wäre, erscheint doch, menschliche Maßstäbe angelegt, recht zweifelhaft. Es spielt mit!

Es würde nicht mißspielen können, wenn die Fakultätskosten für den Doktor auf ein Minimum beschränkt würden, dafür aber die Bedingung gestellt, daß unter Umständen der Doktorand seine Doktorarbeit in dem Seminar des betreffenden Dozenten vorbereiten, d. h. vier Semester mindestens an der Universität studieren müsse, an der er promovieren will. Die Seminararbeiten (das Seminar ist jetzt meist gratis!) könnten dafür erheblich gesteigert werden, denn hier hat der Dozent eine schwierige und persönliche Arbeit in Rat und Begleitung zu leisten. Der Dozent würde praktisch nichts verlieren und die Universität würde gewinnen.

Es ist doch wohl notwendig, hier mit schnellen und ernstlichen Reformen einzugehen, notwendiger als die Ausbildung der Amtsberechtigten, die an den technischen Hochschulen ja jetzt, wie wir vor einiger Zeit mit allen Einzelheiten hörten, vollendet ist. Es muß doch zur Ehre deutscher Wissenschaft zu erreichen sein, daß der Ehrentitel, den sie vergeben kann, nicht in Zeitungsinserten aufgehört wird, um als günstiger Heiratshekel einen Namen zu dekorieren.

Berlin.

Rolf Brandt.

Kunst und Wissenschaft.

Ein neues Orchesterwerk Fritz Vollbachs. Man schreibt uns aus Wiesbaden: Im Kal. Theater fand gelegentlich des zweiten Synchronkonzerts der Kal. Kapelle die Uraufführung von Fritz Vollbachs neuem Werk statt, „König Laurin's Rosen Garten“. Der bekannte Tübinger Universitäts-Musikdirektor schrieb den Text der deutschen Heldenmär für Männerchor, Bariton solo und Orchester selbst. Die Handlung ist sehr hochromantisch wie hochdramatisch. König Laurin hält schon Similde gefangen, doch schon nach Dietrich von Bern mit seiner Ritterchar, die Dolbe zu befreien. Laurin unterliegt und muß sich für befreit erklären, als Dietrichs Ritter, in des Königs Rosen Garten den Lockungen der Blumenmädchen verfallen und gefangen genommen werden. Schön Similde aber befreit Dietrich von Bern und zieht mit ihm in weite Ferne. Ab und zu mutet die Musik etwas wagnerianisch an, doch zeigt der Komponist sich in der Hauptsache als ein hochbegabter, gut durchgebildeter Musiker. Die farbenreiche, orchestrale Malerei, voll Frische und Gefühlswärme, das melodisch einprägsame Rosen-Motiv voll feinstimmiger Harmonik stampeln den Komponisten zu einem Meister in seinem Fach. Das Werk ist in allen Teilen klar und sachlich durchgearbeitet. Das Orchester ordnet sich nicht immer dem Chor unter, vielfach übernimmt es selbst die Führung.

B. v. N.

Für nichts haben die Menschen einen feineren Instinkt und eine größere innere Abneigung als für die Selbstsucht. — Wer einen starken Einfluß auf die Menschen gewinnen will, der muß schlechterdings nicht viel an sich denken und wenig für sich suchen.

Doktorfragen.

In den vielen Petitionen, die dem Reichstag unterbreitet wurden, bevor er in die Ferien ging, war auch die eines Dr. K. in Bern, der nichts weniger verlangte als die Nichtanerkennung der Doktor-Promotionen von Heitod und Neuchâtel. Diese Eisenbar-Kur, die sich noch dazu gegen zwei Universitäten besonders richtet, wird niemand im Ernst ausführen wollen, doch wird ebenso niemand im Ernst abstreiten können, daß sich der Wert des Doktor-Titels in den letzten Jahren merklich vermindert hat. Die Vorliebe für Dekorationen, des Namens, die immer in Deutschland bedenklich verbreitet war, hat sich in den letzten Jahren trotz allem, was dagegen geschrieben und gepostet wurde, deutlich auch auf Ariele ausgebreitet; die früher mit diesem Heffel am Namen nichts zu tun haben wollten. Man kann in den Tageszeitungen oft Interzate der Art finden, daß ein Nobilitätiger den Doktor „nur zu Titelzwecken“ (lies: Dekorationszwecken) erwerben wolle, und noch häufiger die Ankündigung von freundschaftlichen Leuten, die gegen Geld und ein wenig Guter zu diesem Dr. phil. oder Dr. jur. verheßen. Es ist doch tatsächlich so, daß erhebliche Anlage zu dem Zustand vorhanden sind, daß man den Doktor-Titel wird kaufen können. Es ist noch keineswegs so weit, aber man ist auf diesem Wege, und es liegt im Ansehen unserer Universitäten, eine Warnungstafel aufzustellen: „Betreten verboten!“ oder noch besser den Weg unbenutzbar zu machen.

Man könnte einwenden, daß es gleichgültig wäre, ob ein Titel etwas mehr inneren Wert habe oder nicht, Titel sei Titel, und es sei nicht nötig, darum viel Aufhebens zu machen. Wir scheinen aber, man kann von der Nebenbedeutung jeder Titelfrage recht durchdrungen sein, und doch meinen, man solle in diese Falle ersthaft befehren, denn in diesem Doktor-Titel sei die Ehre unserer reichsdeutschen Universitäten mitengangs.

Die Universitäten sind keineswegs unschuldig an dem Sinken einer Auszeichnung, die mit Recht als äußeres Abzeichen wissenschaftlicher Arbeit galt. Sie sind dem Zeit-Geist durch Quantität zu erliegen, ziemlich bedenkenlos gewillt. Der Doctor honoris causa ist in den letzten Jahren bei jeder Gelegenheit serien- und schodweise verliehen worden. Es sind, glaube ich, in den vergangenen vier oder fünf Jahren

mehr Doktors der Ehre wegen geschaffen worden, als in dem ganzen halben Jahrhundert zuvor. Auch das hat auf den Doktor, der der Wissenschaften wegen vergeben wurde, nicht gerade günstig gewirkt.

Die Bedingungen, nach denen der akademische Grad erworben wird, sind bei den verschiedenen Universitäten recht verschiedenen (sibirischen sind die Kosten auch recht verschieden), es soll hier gar nicht der Gleichmacherei das Wort geredet werden, aber so viel sollte doch erreicht werden können, daß ein gewisses Minimum an Anforderungen überall gleich wäre. Neben dieser Forderung, die manchen Auswuchs beilegen würde, scheint es unumgänglich notwendig, die Bedingung zu stellen, daß der Doktorand an der Universität, an der er den Doktor erwirbt, auch studiert habe. Nicht Eingeweihte werden hier erstaunt einwerfen: „Das ist doch selbstverständlich!“ Dem ist das keineswegs selbstverständlich, es geht eher die Tendenz, daß es zur Ausnahme wird. Es sollen hier keine Zahlen und keine Beispiele genannt werden, es besteht keinesfalls die Absicht, irgend-einer Universität besondere Vorwürfe zu machen, der Zustand ist es, der so unerfreulich wirkt, und es sind die verschiedensten Gründe, die zu diesem Zustand geführt haben.

In Berlin (das Beispiel ist doch gegeben, weil es mit der „erleichterten“ Seite der Frage nichts zu tun hat) konnte ein Realgymnasialist — entgegen der gesetzlichen Meinung, die ihn als gleichberechtigt in das Universitätsleben einleht — seinen Dr. phil. nicht absolvieren. Der verstorbenen Erich Schmidt sagte: „Ja, leben Sie, selbst, wenn ich es wollte, mein Kollege Professor Nothe würde ja doch niemals seine Einwilligung geben,“ und Professor Nothe bemerkte, daß ganz abgesehen von seiner eigenen prinzipiellen Stellung ja auch Kollege Schmidt niemals seine Zustimmung geben würde. So konnte es kommen, und muß, wenn nicht endlich eine Aenderung eintritt, noch so kommen, daß jemand, der viele Semester in Berlin studiert hat, den Doktor in irgendeiner anderen Universität erwirbt. Er bleibt ein Semester dort und bringt seine Arbeit mit, er kann aber auch Universitäten finden, bei denen er seine Arbeit einleht und ein paar Wochen, sagen wir, dort bleibt. Das ist der Reise-Doktor, ihn meinen jene zahlreichen Annoncen.

Es ist so gezeigt worden, daß jemand, der gar nicht die Absicht hat, besondere Erleichterungen zu suchen, von dem Reise-Doktor Gebrauch machen muß, es ist aber klar, daß jemand, dem die Doktor-Bedingungen der Universität, an der er studiert, zu schwierig erscheinen, von ihm Gebrauch machen kann. Denn, wie erwähnt, die Anforderungen sind von verblüffender Verschiedenheit, und der alte Studententum, es genüge an mancher Universität, ein Glas Bier bar zu bezahlen, um den „Doktor“ am Bahnhoff mitzunehmen, ist ein schlechter Witz, aber einer auf akademischer Grundlage.

Es soll nicht gesagt werden, daß die erheblichen Geldbeträge, die bei den Promotionen der Fakultätskaffe und den ordentlichen Professoren zugute kommen, eine Rolle spielen; es sei das ausdrücklich abgelehnt, aber

Ist ja nun zweimal im Unterhaus durchgegangen, zweimal von den Lords verworfen. Aber dieses Recht steht den Lords nur zweimal zu. Die Bill bedarf jetzt nur noch der dritten Annahme seitens des Unterhauses, um dann auch ohne Zustimmung der oberen Kammer im nächsten Frühjahr Gesetz werden zu können. Das wäre der gerade Weg, und „Vollstreckung vorwärts“ sagt auch der irische Führer Redmond. Das möchte ebenfalls die liberale Regierung und Partei, schon weil sie weiß, dass die achtzig irischen Gemeinderäte für sie jetzt im Parlament zu Kasse bringen. Doch am Ende dieses Rahmweins liegt eine drohende Klippe, Ulster, in Reichum, Industrie und Bildung die bedeutendste der vier Provinzen Irlands. Allerdings nicht das ganze Ulster. Die Hälfte steht fest für Home Rule ein. Die Unionisten und, was hier fast gleichbedeutend ist, Protestanten liegen eigentlich nur in den vier Grafschaften der Nord-Ostküste mit Belfast als ihrem Mittelpunkt, und auch hier bilden sie kaum zwei Drittel der Bevölkerung. Da mag es denn wohl als eine Annäherung erscheinen, dass diese 700.000 „Vopalen“ die Erfüllung des lebenslangen Bündnisses der übrigen 3 1/2 Millionen Irlande vereiteln wollen. Aber sie haben in vierzig Jahren geschworen, lieber sterben zu wollen, als von England getrennt zu werden. Sie rufen und üben ihre „Rebellionsheer“, und haben schon vorläufig die Mitglieder ihrer einstigen Regierung und Kammer ernannt.

Indessen, wenn man auch von ihren 90.000 Mann rubia eine Null abziehen und vieles als leeres Rohmaterial beladen kann, es steht in dieser Haltung Ulsters doch eine ernste Gefahr für die liberale Regierung. Man mag die Ulsterleute unlang, annehmend, eigenartig schellen, aber das in Ulster von England vertrieben wollen, ist schließlich doch kein Verbrechen, gegen das englische Minister mit Vorfensgemäß einschreiten sollten. Und dann würde es kommen. Schon bei Freireisenergebnissen und schließlich „pauvre“ Widerstand würde es unausweichlich blutige Kämpfe und Verluste an Menschenleben abgeben. Das ist die „Vergewaltigung des lokalen Ulster“ in England böses Blut erregen würde, dann den Liberalen um so weniger gleichgültig sein, als es wahrscheinlich in die Zeiten der parlamentarischen Wahlen fallen würde. Und wenn dann gar die Konservativen Sieger blieben, so könnte man ihnen kaum verzeihen, dass sie die Unterdrückung ihrer treuen Ulsterhelfer nicht einstellen und das ganze Home Rule Gesetz umwidern. So haben die Liberalen wie die irischen Nationalisten gute Gründe, den „Vollstreckungs-Gesetz“, wenn irgend möglich, zu vermeiden.

Da also Ulster durchaus nicht will, so lasst uns diese vier Grafschaften von Home Rule ausschließen, wenigstens für einige Jahre, bis die Vopalen sehen, wie das irische Parlament arbeitet, und dann von selbst um Einzug ersuchen. Auf diesen Plan, den einflussreiche Minister wie Grey, Churchill und Lord George im Kabinett befohlen, wurden sich viele Liberale und auch Konservative einigten. Aber Nationalisten und Ulsterleute sind — einstimmig dagegen. Die letzteren wollen keine Zollgrenze, die sie von ihrem wirtschaftlichen Hinterland abtrennt. Die ersteren bestehen auf einem Home Rule für ein Irland „unumgedacht“. Zu diesem leicht verständlichen sentimentalen Grunde stellen sich sehr praktische. Mit dem Ausschlag dieser reichen Küstengrafschaften treten auch deren Steuern und Abgaben fort, die für das übrige irische Irland unentbehrlich waren. Dann schlägt man auch ein „Home Rule innerhalb Home Rule“ vor. Bei der tiefen religiösen Spaltung wirrt Ulster Hebergänge seitens der katholischen Mehrheit, es fürchtet auch, zu Gunsten des agrarischen Irlands „geschöpft“ zu werden. Dagegen sagt Redmond: „Erkennt Home Rule mit einem irischen Parlament an, dann leben wir auch alle denselben Bürgerpflichten für die Interessen eurer Religion und Sonderechte in der Verwaltung eurer Grafschaften. Aber lasst endlich, was ihr verlanget.“ Ulster sollte Ulster geschickterweise nicht fordern. Es hat aber keine andere Antwort als: wir sind grundsätzlich gegen jedes Home Rule. Das ist Evidenz, übertrieben wie die an sich ja lebenswerte Populäre. Denn schließlich bleiben die Ulsterleute doch auch als „Irlander“ noch britische Reichsbürger mit angemessener Vertretung im englischen Parlament.

Die Konservativen endlich wollen nur einen Ausweg sehen, die Regierung solle nochmals das Volk über Home Rule befragen. Aber das ist wirklich zu viel verlangt, nachdem es schon dreimal betragt worden und abgelehnt hat. Allen selbst wenn die Wahlen diesmal einträglich für die Tories ausfallen, wäre Home Rule damit nicht aus der Welt geschafft. Auch die 3 1/2 Millionen Nationalisten begehren bereits, nach Ulsters Beispiel ihre „Arbeitslosen“ zu rufen. Die bittere Enttäuschung, im letzten Augenblick des Sieges beraubt zu sein, würden sie gewiß nicht rubia hinnehmen. Dafür bildet Home Rule eben Anfang und Ende alles politischen Denkens der Irlander. Der bekannte Arbeiterführer im Dubliner Ausschuss, Lord John, kam dieser Tage nach London, das „Journal“ der Arbeiter zu prüfen. Aber was soll er? Saum vom Streit. Seine Rede war ein leidenschaftlicher Appell, Irland Home Rule zu verleihen. Glauben die Konservativen, dass dieser Sehnsuchtsraum eines Volkes, vor dem es die bitterste Not berghet, einfach erstickt werden könnte? — fwhr—

Deutsches Reich.

Regierung-Vermittlung zwischen Ärzten und Krankenkassen? Vom Verband zur Wahrung der Interessen der Betriebskrankenkassen wird bestritten, dass die Vertreter der Krankenkassen neuerdings dem Reichsamt des Innern den Wunsch unterbreitet hätten,

Fernweh.

Roman von Anna Wehnisch-Rappstein. (Nachdruck verboten.)

(Dortsetzung.)

Später sagte Käthe zu Fritz: „Ob die Baronin Witwe ist? Sie hat ja viel von ihrem Mann geredet. Mirres Zeug. Immer in der Einbildung, er sei in ihrer Nähe und verberge sich vor ihr. Ganz angst wurde mir. Am liebsten hätte ich nach Eisenbrecht geschickt. Den kenne ich wenigstens und er hätte sie vielleicht beruhigen können. Doch er durchaus darauf bestehen musste sich ein anderes Hotel zu suchen! Offen gestanden, ich finde es ein wenig rückwärtslos.“

„Der Mann hat seinen Vortrag im Kopf“, wehrte Fritz, und in seinen Augen stand eine peinvolle Ahnung. „Lass ihn nur aus dem Spiel.“

„Mir kann der Zufall nur recht sein“, meinte Käthe. „Ich stelle mich der Baronin gern noch länger zur Verfügung. Sie kann danach nicht anders, als mich zur Schulerin annehmen.“

— Abends sprach Eisenbrecht vor überfülltem Saal. Unter den Zuhörern waren zwei Offiziere vom Kreuzer „Kolberg“, der morgen auf kaiserlichen Befehl die „Hohenzollern“ auf der Höhe von Nalund bewachen sollte. Sie stellten sich dem Redner vor, um mit ihm ausführlich über seine Südbefahrungen zu plaudern.

Auf der Veranda trank man miteinander eine Erbbeerbowle. Rostige Wolken zogen auf überblauem Himmel über die verschleierte Grotte des Nomsdals, und der Mond hing zwischen ihnen wie eine aufgeblähte Butterblume.

Eisenbrecht sprach von seinen Plänen und Aussichten. Der Wein befeuerte sein Ungestüm. Schwarz aus dem Duft der farbigen Nacht trat ihm, das Gesichtsfeld seiner Augen verdrängend, die Küste von Neu-Guinea. Er war glücklich, unter Männern seines Schlages zu sein, fühlte sich begriffen und war in der Berührung mit Menschen, die wie er fähig und gewohnt zu handeln waren, seine Straße wachen. Aber anders als die Gefährten, fand er für den Ausdruck seines Willens zur Tat Worte, die die eines Dichters waren, deren schwärmende Befehle die anderen vertrieb. Als man dem Kristalltanz der Bowle auf den Grund sah, hatten sich die Trinkgeleiten verschworen, bei ihren Kameraden von der „Hohenzollern“ diese Begegnung mit dem Forscher zur Sprache zu bringen, damit vielleicht der Kaiser persönlich in Eisenbrechts störende Angelegenheit eingreife. Für den nächsten Abend verziehen sie ihm einen drablichen Wink, ob der Vortag Aussicht habe, zu gelingen.

in den schwebenden Streit zwischen Kassen und Ärzten einzugreifen. Die Vertreter der Krankenkassen, so wird erklärt, haben einen derartigen Wunsch nicht ausgesprochen. Die Krankenkassen-Vorstände sollen vielmehr auf dem Standpunkt stehen, dass nach den Erklärungen des Leipziger Ärzteverbandes ein Vermittlungsverbot der Regierung zu keinem Ergebnis führen könne, und dass eine solche Vermittlung nur geeignet sei, die Spannung zu vergrößern. — Fast kein Tag vergeht, ohne irgendeine Erklärung der Krankenkassenverbände. Es mocht beinahe schon den Eindruck, als ob den Krankenkassen der Konflikt lieber ist als Einigung.

Kantabund und Angestelltenverbände. Der Bund der technisch-industriellen Beamten hatte gemeinschaftlich mit dem Verbande der Kunstgewerbezeichner am Mittwoch in Berlin eine öffentliche Versammlung veranstaltet, um zu den Beschlüssen des Industriebeirats des Kantabundes und der inzwischen erfolgten Entscheidung des Direktoriums des Kantabundes Stellung zu nehmen. Die Versammlung nahm eine Entschlieung an, in der es u. a. heißt:

„Die von einer Anzahl Angestellten-Verbände bisher noch beobachtete abwartende Stellung gegenüber dem Kantabund kann nicht mehr aufrecht erhalten werden. Die Versammlung ist vielmehr der Meinung, dass die Mitgliedschaft im Kantabund sich nicht mit den Interessen der Angestellten als Arbeitnehmer verträgt.“

Demgegenüber wäre doch darauf hinzuweisen, dass das Direktorium des Kantabundes keineswegs in den entscheidenden Punkten die Forderungen des Industriebeirats so ohne weiteres zu den seinen gemacht hat. Die bedeutlichsten Forderungen sind bekanntlich einer Kommission zur näheren Prüfung überwiesen. Hoffentlich rückt das Kantabund-Direktorium in seiner definitiven Entscheidung noch deutlicher und entschiedener von ihnen ab, als es bisher geschehen.

Ueber die Erfahrungen mit dem städtischen Verkauf von Auslandsfleisch. Man schreibt uns: Die Fleischensquete hat Gelebensheit geboten, an der Hand von Referenten Sachverständiger zu prüfen, wie weit der Verkauf von Auslandsfleisch durch die Gemeinden in der Lage ist, auf die Gestaltung der Fleischpreise einen Einfluss auszuüben. Der Referent des Berliner Magistrats für den Fleischverkauf, Stadtrat Berndt, berichtete eingehend über die Erfahrungen der Stadt Berlin. Sein Urteil lässt sich in folgenden Sätzen zusammenfassen:

Die Frage, ob die Einfuhr ausländischen Fleisches sich preissteigernd geltend gemacht hat, lässt sich trotz der sehr eingehend geführten Verhandlungen heute nicht beantworten. Richtig ist, dass mit dem Moment der Einfuhr ausländischen Fleisches in allen an dieser Einfuhr beteiligten Städten ein weiteres Hinangehen der Preise nicht eingetreten ist. Richtig ist ferner, dass auch in dem größeren Teil dieser Städte die Preise gesunken sind, in der einen Stadt mehr, in der anderen in geringerem Maße. Es ist jedoch nicht gerechtfertigt, zu behaupten, dass dieser Stillstand in der Preissteigerung und das teilweise Sinken der Preise ausschließlich oder auch nur der Hauptfache nach auf die Einfuhr zurückzuführen ist. Sicher ist aber, dass keine allgemeine und keine nachteilige Wirkung überhaupt erzielt ist. Für die Stadt Berlin ist festzustellen, dass die Einfuhr der Großhandel nur unwesentlich beeinflusst hat, das im Kleinhandel allerdings die Preise zum Teil erheblich heruntergegangen sind, aber, was sehr wichtig ist, lediglich in der Nähe der Verkaufsstellen, das jedoch in allen übrigen Teilen der Stadt die Einfuhr ohne jeden Einfluss auf die Preisgestaltung gewesen ist.

Wieviel Analphabeten haben wir? Bei der Einstellung der Mannschaften im Jahre 1912 ergaben sich in Preußen im Landheere unter 206 218 Rekruten 127 = 0,062 v. H., bei der Marine unter 22 887 Rekruten 2 = 0,009 v. H. Analphabeten. Von den 129 Analphabeten waren 67 aus Preußen, 18 aus den anderen deutschen Bundesstaaten und 44 aus dem Auslande gebürtig.

Im Jahre 1911 wurden in Preußen 24, 10 in den anderen deutschen Staaten und 80 im Auslande gebürtige Analphabeten gezählt. Die Analphabeten in diesem Sinne dürften somit unter der im Deutschen Reich aufwachsenden Bevölkerung als nahezu ausgeschlossen gelten. Sie noch zu zählen hat kaum noch Sinn. Auch der Behrnteste lernt in acht Schuljahren das Alphabet lesen und schreiben. Wo es nicht geschieht, liegen ganz außerordentliche Verhältnisse vor. Wollte man den Standpunkt der Schulbildung bei der Einstellung der Mannschaften in das Heer feststellen, so könnte das nur nach der in der Schweiz seit lange angewandten Methode geschehen, wobei neben der körperlichen Tüchtigkeit die Leistungen im Lesen, Aufschreiben, Rechnen und in der Vaterlandskunde festzustellen werden. Eine solche Prüfung mit genauer Feststellung der Leistung gibt ein Bild davon, wie weit die Schulbildung über die Schuljahre hinaus stand hält und im Leben verwertbar bleibt. Die bloße Feststellung der Analphabeten ist in dieser Beziehung wertlos, da neben den Analphabeten Rekrutentausende vorhanden sind, deren Schulbildung so gering ist, dass sie keinen besonderen praktischen Wert hat.

Es wäre dringend zu wünschen, meint die Deutsche Lehrerverein-

Er beschloß, diese Nacht nicht mehr schlafen zu gehen, sondern sofort in einer der silbergrau und rotfarbenen angeputzten Gondeln, für die der Waler die Farben der Lachsfarben zum Muster genommen, über den Nord zu rudern. Drüben würde er in die Berge des Nomsdals einsteigen. Er wechselte den Anzug, packte Mundvorrat in den Rucksack und ließ auf die einsame Straße. Vor der Tür hielt ihn ein Mann an, der im fliegenden Mantel des Weges hastete. „Am Gotteswillen, Professor, kommen Sie zu Ihrer Frau!“

Eisenbrecht schleuderte den Sack, den er noch nicht aufgeschlupft hatte, zu Boden. „Ich habe keine Frau mehr. Fangen auch Sie an, mich zu verfolgen?“

Der Lehrer klopfte ihm die Schulter. „Nur friedlich, berechter Freund. Wollen Sie sich auf den Buchstaben verbeissen, wenn's um ein Menschenleben geht?“

„Nicht auf den Buchstaben, sondern auf meine völlige Unzulänglichkeit. Die Frau, — von der Sie nun also wissen —“

„Vergehen Sie nur. Jede Indiskretion liegt uns fern. Aber die Dame selbst — in ihrem Fieberzustand —“

„Gewiß. Diese Dame also macht verwirrte Rechte geltend —“

„Es handelt sich nicht um Rechte — ach da möchte ich mich nicht einmischen — sondern um bittere Herzensnot und Hilfsbereitschaft. Meine Frau hat die Nacht bei der Baronin gewacht und ich; mich jetzt zu Ihnen, weil sie's nicht länger mit ansehen kann, wie das arme Weib sich abbärt. Sie tobt, sie reißt sich an den Haaren, klagt sich an und bittet, Sie zu ihr kommen.“

Rudolf sagte den Doktor mit schmerzhaftem Griff beim Oberarm. „Mann, von diesen Dingen verstehen Sie und Frau Käthe nichts. Also lassen Sie die Hände davon.“

„Das wäre unmenslich!“

„Menschlich gegen mich gehandelt wäre es. — Sie haben mich gestern Abend reden gehört, Sie haben Bücher von mir gelesen; sagen Sie, gelte ich Ihnen ein bißchen was?“

Doktor Weber lächelte. „Wenn es Männern nicht schlecht anstünde, einander Liebeserklärungen zu machen — wahrhaftig, Herr Professor, Sie gehören zu den wenigen Menschen, die ich zugleich verehere und beneide wegen ihrer Gaben und ihres Muts.“

„Und das alles soll gerührt, aufgeleugert werden von dieser Frau, die mir meine Zukunft verriet?“

„Nur einen Abschied will sie.“

„An jedem Tage einen neuen Abschied... Doktor, schließlich hab' ich nicht Eisenstränge statt Nerven. Kurz und bündig: Ich folge Ihnen nicht.“

Correspondenz“, daß die deutsche Heeresverwaltung zu einer genaueren Feststellung der Schulbildung der Rekruten unter Mitwirkung von Pädagogen überginge. Die Unterrichtsverwaltung könnte aus diesen Ergebnissen wertvolle Gesichtspunkte für ihre Maßnahmen gewinnen. Vor allen Dingen würden auch die großen Unterschiede in der Schulbildung der einzelnen Gebiete des Deutschen Reiches dadurch handgreiflich festgestellt werden.

Es regnet kurze Anfragen! Bald wird im Reichstage — eben daß die Porten des Parlaments geöffnet sind — ein volles Dugend Minister Anfragen eingebracht sein. Unter den letzten der Anfragen befindet sich auch eine des Abg. Herzog (es ist die sechste in drei Tagen!), welche wie folgt lautet: „Mit dem Herrn Reichsfinanzler bekannt, daß von den Shares der in Deutsch-Südmexico konfessionierten, unter englischem Gesellschaftsrechte mit dem Sitz in London gegründeten South West Africa Co. Limited heute der größte Teil in deutschem Besitz ist? Bedeutet der Herr Reichsfinanzler etwas zu tun, um die Verlegung des Sitzes des Unternehmens nach Deutschland und seiner Leitung in deutsche Hände anzubahnen, damit das heute in englischen Konjols angelegte, den deutschen Interessen entzogene Kapital auf die deutschen Staatsbankere gelenkt wird?“

Kurze Meldungen. Mit der Fortführung des Mittelkanals bis Magdeburg beschäftigt sich gestern der große Ausschuss des Zentralvereins für die deutsche Binnen-schiffahrt. Er lasste einen Beschluß, in dem es heißt: Der Ausbau des Mittelkanals von Hannover bis Magdeburg würde sowohl im Interesse der deutschen Industrie wie des deutschen Handels und der deutschen Landwirtschaft liegen.

Der badische Landtag hielt Mittwoch Abend eine vorbereitende Sitzung ab. Die erste Arbeitssitzung der zweiten Kammer wurde auf Freitag festgesetzt. Vor derselben soll die Wahl des Präsidiums vorgenommen werden. Gegen die Wahlergebnisse im 5., 6., 29. und 46. Wahlkreis wird Einspruch bei der Kammer erhoben werden.

Der Vorstand der Sparkasse in Charlottenburg beschloß, die Erhöhung des Zinsfußes für Spareinlagen von 3 auf 3 1/2 % vom 1. Januar ab zu empfehlen, für den Fall, daß der gleiche Beschluß des Berliner Magistrats die Zustimmung der Stadtverordneten findet.

In einer Versammlung der Berliner Hausfrauenvereine, die Mittwoch stattfand, wurde die Absendung einer Petition an den Reichstag in Sachen der Krankenversicherung der Dienstboten beschlossen. Die Petition ersucht, den Termin des Inkrafttretens des Gesetzes am 1. Januar 1914 auszuheben.

Die Ernennung des türkischen Oberleutnants Dschemal Ben zum Militärattache an der Berliner Botschaft wird nunmehr amtlich bekanntgegeben.

Ausland.

Oesterreich-Ungarn.

Beilegung des Ausnahmezustandes in Kroatien. Ministerpräsident Graf Tisza erklärte im ungarischen Abgeordnetenhaus, daß die Verhandlungen mit den kroatischen Parteien zu einem befriedigenden Ergebnis geführt hätten. Verschiedene kritische Fragen, namentlich betreffend das Crisnamengesetz und die Dienstpragmatik der Eisenbahnen, seien im Kompromißwege gelöst worden. Somit werde der verfassungswidrige Zustand in Kroatien aufgehoben. Die Ernennung des königlichen Kommissars Sierleck zum Banus werde demnächst erfolgen. Ebenso würden die Wahlen zum kroatischen Landtage ausgeschrieben werden. Die Erklärung des Ministerpräsidenten wurde mit großer Befriedigung aufgenommen.

Durch ein technisches Versehen ist im Abendblatt von gestern dem österreichischen Abgeordnetenhaus eine von dessen Vizepräsidenten Bernerstorfer begangene Ungeheuerlichkeit zugeschrieben worden. Ungerechtes werden aus dem Zusammenhang erraten haben, daß im Eingang der Notiz von dem Vizepräsidenten „des österreichischen Abgeordnetenhauses“ die Rede sein sollte.

Rußland.

In der Reichsduma. In der Duma fand Mittwoch die Debatte über den Bericht der zur Beratung der Interpellation über die Vorgänge in den Lenabergwerken eingesetzten Kommission statt. Dort wurde, wie erinnerlich, bei einem großen Streit die Arbeiter mit militärischer Gewalt niedergezungen und dazugewisse niedergemacht. Berichterstatter Luz beantragte, an den Minister des Innern, des Kriegees und des Handels eine Interpellation zu richten, ob die Untersuchung über die genannten Ereignisse beendet, ob die gesetzliche Ordnung in den Gruben wiederhergestellt und ob gegen die Personen, welche Gesetzesverletzungen begangen, Anklage erhoben worden sei. Manokoff, Deputierter des Gouvernements Jarkust, erklärte, daß die Beschwerde der Arbeiter sich hauptsächlich auf die Verpfllegung und Entlohnung erheben. Sichnewsky (Rechte) schloß sich im Namen seiner Partei dem Antrag des Berichterstatters an. Er war der Ansicht, der Hauptteil der Verantwortung solle auf die jüdische Gesellschaft, welche die Minen aus-

„Vielleicht überlebt sie den heutigen Tag nicht.“ Rudolf piff durch die Zähne. „Sie hat auch den gestrigen überlebt und mich schon einmal an ihr Sterbebett gerufen. Doktor, ich will meine eintrige Frau nicht vor Ihnen schmücken, sonst schling' ich eine Lache über diese Bosse auf.“

„Eine so schöne vornehme und kluge Frau —“

„Doktor!“

„Ganz plebejisch kommt man sich neben ihr vor. Wenn ich meine Käthe mit ihr vergleiche —“

„Doktor! Vergreifen Sie sich nicht an Ihrem Glück. Braucht Frau Gundula noch ein Spielzeug?“

Doktor Weber erwiderte wie ein junges Mädchen. „Da sieht man, wie voringenommen Sie sind. Aus einer Ungerechtigkeit in die andere... Einer Todkranken darf man wohl hinter ihrem Rücken Schmeicheleien sagen, ohne die eigene Frau damit zu kränken.“

„Todkrankheit läßt sich von guten Schmeicheleierinnen rufen und verjagen wie die Gesundheit, wie die Weiblichkeit.“

„Sie sind unbarmerzig hart in ihren Zweifeln. Diese wunderbare Frau —“

„Gelobt sei, was hart macht!“

„Ich weiß aus Ihrem Fernwehbuch, daß Sie den Zarathustra lieben; aber diesem Nietzscheist fehlt die Begründung. Härte an sich ist kein Verdienst.“

Eisenbrecht sah den Oberlehrer ernst und lange an. Alles Feuer in seinen Augen war erloschen. Um seine Lippen liefen schlafe Linien und selbst das Kinn, das sonst so eigenwillig emporsprosselte, schien sich zu senken. „Doktor“, sagte er nach einer Weile heiser, „gehen Sie auf mein Zimmer. Dort liegt der Zarathustra auf dem Tisch. Schlagen Sie sich den „Wander“ abtschnitt auf. Vielleicht finden Sie dann auch einen Grund. Ich gehe jetzt für heut und ginge für immer, wenn ich nicht auf ein Telegramm zu warten hätte. Leben Sie wohl.“

„Sie haben keine Bestellung?“

„Bestellen Sie meinewegen, daß ich sie zum Sonnenuntergang auf den Noldbey führen will. Ich weite, sie kommt.“

„Auch ich bin überzeugt, daß sie käme — aus Fieberfrost und -hitz.“

„Sie käme, entseffelt wie sie nun ist, nach bis in die Sübsee um mich zu unterjochen, wenn ich nicht verstände — hart zu sein.“ Damit schulterte er den Rucksack und wanderte mit großen Schritten zur Bootsstelle, ohne sich umzusehen.

Doktor Weber stieg die Treppe zu des Professors Zimmer hinan und schlug das Buch auf: „Also sprach Zarathustra im Steigen zu sich